

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

200 (29.8.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst



# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Zwei Kollegen feiern Wiedersehen

Grellot und sein Freund Colru waren vor dem Kriege Spezialisten im Transportieren schwerer Möbelstücke. Colru ist noch heute in diesem Beruf tätig, Grellot aber mußte ihn vor Jahren bereits aufgeben. In der riesigen Katastrophe, die unsern Kontinent so lange erschütterte, war Grellot einer der ersten die den feindlichen Kugeln zum Opfer fielen. Schon im August 1914 erschütterte ihm ein Granatplitter das rechte Schienbein, und seit damals hinkt er, denn der verletzte Fuß ist um ein beträchtliches kürzer geworden. Aber nicht nur seine Beweglichkeit, sondern auch seine materielle Situation hat durch dieses Mißgeschick eine starke Einbuße erlitten.

In der Vorkriegszeit verdiente Grellot 15 bis 20 Franken täglich. Die Leute, voll Angst um das Schicksal ihrer Klaviere und Spiegelkasten, deren Beil auf seinen Schultern lag, bemühnten sich um seine Sympathie und fangten nicht mit Trinkgeldern. Heute — meilen ihn die früheren Klienten und hegen nur Mißtrauen gegen seine Geschäftlichkeit.

Was blieb ihm also zuletzt übrig, als sich in die Sachlage zu fügen und eine Beschäftigung anzunehmen, die sich gerade eben geboten hatte. Er wurde Verpachter in einer Glasbläserei und trat nun, mehr schlecht als recht, sein Leben.

Eines Sonntags — er lag gerade im Schatten einer Boulevardeplatanen und grübelte seinem Los nach — kam zufällig sein Erfinder Colru daher. Lächelnd, mit der Miene eines Menschen, dessen Gesundheit und Briefkasten in schönster Ordnung sind, trat er an Grellot heran und klopfte ihm auf die Schulter.

„He, altes Daus! Was ist denn mit dir? Du machst ja ein Gesicht wie sieben Tage Regenmeter! Ebbe in der Kasse vielleicht? Na, na, mein Alter, das soll rums doch nicht hindern, eine Flasche Wein zu trinken.“

Grellot war über dieses Angebot durchaus nicht unangehalten und ließ schon lassen die Beiden in einem kleinen Wirtshaus, wo Colru zwei Flaschen Wein und als Ambré ein Dutzend Austern bestellte. Aber das Schicksal, dessen Tade so gern die Menschen zum Heften hält, schien auch diesmal mit Grellot sein teuflisches Spiel zu treiben!

Raum hatte er nämlich die dritte Auster hinuntergeschluckt, als er sich plötzlich an den Riefer griff und mit einem Auffrei des Entsetzens die Serviette zu den Lippen führte.

Nach einigen bangen Sekunden blühte er spähend in das weiße Tuch. Sein Zahn, der einige Stodszahn, den er auf der linken Oberseite noch behielt, lag dort, ein unschuldiges Opfer, des verhängnisvollen Gabelstrichs.

Grellot hatte nicht Zeit gehabt, sich von seinem Schrecken zu erholen, als er neben dem Zahn etwas weiteres erblickte — ein kleines, in rosigem Mattweiß erscheinendes Kügelchen.

„Himmel!“ rief er, ganz verzerrt über den unerwarteten Fund. „Ist so etwas!“

„Ja, was denn noch?“ fragte Colru interessiert. „Eine Perle!“ verkündete Grellot festerlich und musterte sein linkes Auge zusammenschneffeln, mit größter Aufmerksamkeit das Kügelchen. „Eine wirkliche Perle!“

„Was?“ lächelte Colru ironisch, „eine Perle, sagst du? Eine echte Perle?“

„Gewiß, das untersteht doch keinem Zweifel, sobald sie in einer Auster war. Die echten Perlen bilden sich bekanntermaßen in den Austern. Wo sich die unedelten bilden, würde ich zwar nicht so sagen, aber ganz sicher nicht in den Austern.“

Colru, der Gastgeber verstummte. Ein wütender Reid packte ihn, denn die Beweisführung Grellots war vollkommen überzeugend. „Was kann eine echte Perle wie diese wert sein?“ erkundigte sich Grellot und betrachtete liebevoll den kostbaren Fund, den er in seinem Handteller hin und her rollen ließ.

Das linke Kügelchen, etwas von der Größe eines kleinen Erbsefortens schimmerte rotig in dem Strahlen der Sonne, die durchs Fenster auf den Tisch fielen.

„Nawischen hatte sich um die beiden eine Gruppe Neugieriger gesammelt.“

„Mein Gott, was kann sie wert sein?“ wiederholte Grellot ganz besaßert, „was kann sie wert sein?“

Ein beleibter Herr, der hinter dem Sessel Grellots stand, ließ sich mit leiser, autoritativer Stimme hören:

„200 bis 300 Mark. Ich habe gesehen, daß die Perlen in letzter Zeit stark im Preise gestiegen sind.“

Der Sachverständige hatte ein so solides Aussehen, daß man keine Sekunde an der Richtigkeit seiner Worte zweifelte.

Ein Murren des Reides und des Staunens wurde im Lokal hörbar.

„Um“, begann wieder Grellot mit strahlender Miene, „bättest du, Colru so etwas ermarktet?“

Er zerrte ein kleines Papierstück in zwei Teile, verjagte in den einen den Zahn und wickelte mit dem anderen vorsichtig und geschickt die Perle ein.

Colru betrachtete diese Manipulation hinteren Bückes. Dann streckte er eine Hand aus und legte sie gemächlich auf den Arm Grellots.

„Wart, ein bißchen!“ riefte er mit unterdrückter Wut. „Worauf denn?“ fragte Grellot, noch immer wie in Wolken.

„Antworte jetzt: Wer sahst das Gabelstrich?“

„Wer es beobachtet?“ riefte Grellot. „Selbstredend du, denn du hast mich eingeladen!“

„Gewiß, das bestritte ich auch gar nicht. Im Angesichte der hier befindlichen Zeugen stelle ich hiermit fest: Ich bin es, der das Gabelstrich abt! Wenn gehört also die Perle? Mir! Ich zahle den Wein, ich zahle die Austern, somit also gehören die Austern mir und alles was sich darin befindet.“

„Acht!“ brüllte Grellot, „Bekt wirst du vielleicht noch sagen, daß du auch mich mit dem Gabelstrich gekauft hast, und meinen Zahn, meinen ausgebrochenen Zahn obendrein! Du willst ihn doch haben, nicht wahr, du hast ja ein Anrecht darauf!“

„Deinen Zahn?“ schüttelte Colru mit Großmut das Haupt. „Rein den verlange ich nicht. Er bildete früher dein Eigentum, er ist es ohne Zweifel auch noch jetzt. Aber die Perle gehörte dem Fischer, der diese Auster fing, dann dem Händler, der sie vom Fischer gekauft hat, noch später dem Wirt, der sie vom Kaufmann erstand, und jetzt gehört sie mir, denn der letzte Käufer war ich. Das ist doch klar wie die Sonne.“

„So?“ fragte der andere und blickte seine Zähne. „Hast du denn nicht gelogt? Ich habe dich ein? Beist das also nicht so viel, daß du mir dieses Gabelstrich schenkst? Und hast du mir die Austern schenkt, so gehört nicht alles mir, was in diesen Austern drinnen war? Beber, der nur einen Zinken Anständigkeit besitzt, wird mir da Recht geben.“

Die Gäste griffen Partei für Grellot, was seinen ehemaligen Kollegen nun vollkommen aus der Fassung brachte. Als Grellot sich vom Sessel erhob, um seine Beute in die Solentische zu stecken, sprang Colru auf und versetzte ihm mit der Faust einen Schlag ins Gesicht. Grellot blieb ihm natürlich nichts schuldig und reanantierte sich sofort mit einer satten Ohrfeige.

Da die kleine Saalengasse, in der sich das Lokal befand, von der Polizei nicht sonderlich bewacht war, schen es dem Besizer ratsam, das nächste Kommissariat anrufen. Eine Viertelstunde später hörte man bereits die beiden Gesauer dem diensttuenden Beamten vor.

Für den Kaufschilling, den ich ihm gegeben habe, kann man mich empfinden“, riefte Colru, „daran liegt mir wenig. Aber ich klage diesen Gauner an, daß er mir meine Perle gestohlen hat.“

„Ich“, gab Grellot zu Protokoll, „erhebe die Anklage gegen Colru, weil er mich täuten wollte, um mir meine Perle zu stehlen. Ich habe Zeugen dafür.“

„Kufen Sie mir sofort einen Juwelier“, wandte sich der Beamte an einer seiner Untergebenen. „Sagen Sie ihm, daß es sich um eine Schenkung handelt.“

Der Geruchene erschien.

Er nahm die Perle in eine kleine Zange, betrachtete sie gegen das Licht, kratzte ein wenig mit dem Fingernagel daran und prüfte zuletzt mit dem Vergrößerungsglas.

„Das ist“, referierte er salbungsvoll, „ja, das ist eine Perle, eine echte Perle.“

„Acht!“ entrang es sich wie aus einer Kehle den beiden Erzählenden.

„Eine gewöhnliche Perle von schwachem Glanz, etwa 2½ Karat schwer... sie kann wert sein...“

„Sie kann wert sein?“ heugten Grellot und Colru atemlos. „10 bis 15 Pfennig!“

Der Einbruch dieser Worte war geradezu niederschmetternd. Grellot und Colru starrten mit weit aufgerissenen Mund vor sich hin, blickten wie anamurzt.

Der Kommissar schob hierauf das Protokoll, erteilte den beiden wegen Störung der öffentlichen Ruhe einen Verweis und ließ dann laufen.

Colru kam als erster zur Besinnung. Vorsichtig, heinabe stredte er seinem Geener die Hand hin.

Grellot verwickelte beide Hände in den Taschen.

„Eine Anzahl bist du!“ fauchte er ihn an. „Den Zahn habe wegen dir verloren, meine Perle wolltest du dir aneignen und die bestelltest zwei Flaschen Wein haben wir noch immer nicht getrunken.“

## Ein kleiner Teufel

Von Werner Kllina.

Ein alter Mann, der wie Bernhard Shaw aussieht, verkauft seinem Wägelchen Bananen. „Küßt Stüd'n Fußsäger.“ Er blinzel mich freundlich an, sein Kopf wird abgesehlossen. Es stellt sich heraus, daß ich kein Geld bei mir habe. Den Zahmartschein kann der Alte nicht annehmen.

„Acht!“ brüllte Grellot, „Bekt wirst du vielleicht noch sagen, daß du auch mich mit dem Gabelstrich gekauft hast, und meinen Zahn, meinen ausgebrochenen Zahn obendrein! Du willst ihn doch haben, nicht wahr, du hast ja ein Anrecht darauf!“

„Deinen Zahn?“ schüttelte Colru mit Großmut das Haupt. „Rein den verlange ich nicht. Er bildete früher dein Eigentum, er ist es ohne Zweifel auch noch jetzt. Aber die Perle gehörte dem Fischer, der diese Auster fing, dann dem Händler, der sie vom Fischer gekauft hat, noch später dem Wirt, der sie vom Kaufmann erstand, und jetzt gehört sie mir, denn der letzte Käufer war ich. Das ist doch klar wie die Sonne.“

„So?“ fragte der andere und blickte seine Zähne. „Hast du denn nicht gelogt? Ich habe dich ein? Beist das also nicht so viel, daß du mir dieses Gabelstrich schenkst? Und hast du mir die Austern schenkt, so gehört nicht alles mir, was in diesen Austern drinnen war? Beber, der nur einen Zinken Anständigkeit besitzt, wird mir da Recht geben.“

Die Gäste griffen Partei für Grellot, was seinen ehemaligen Kollegen nun vollkommen aus der Fassung brachte. Als Grellot sich vom Sessel erhob, um seine Beute in die Solentische zu stecken, sprang Colru auf und versetzte ihm mit der Faust einen Schlag ins Gesicht. Grellot blieb ihm natürlich nichts schuldig und reanantierte sich sofort mit einer satten Ohrfeige.

Da die kleine Saalengasse, in der sich das Lokal befand, von der Polizei nicht sonderlich bewacht war, schen es dem Besizer ratsam, das nächste Kommissariat anrufen. Eine Viertelstunde später hörte man bereits die beiden Gesauer dem diensttuenden Beamten vor.

Für den Kaufschilling, den ich ihm gegeben habe, kann man mich empfinden“, riefte Colru, „daran liegt mir wenig. Aber ich klage diesen Gauner an, daß er mir meine Perle gestohlen hat.“

„Ich“, gab Grellot zu Protokoll, „erhebe die Anklage gegen Colru, weil er mich täuten wollte, um mir meine Perle zu stehlen. Ich habe Zeugen dafür.“

„Kufen Sie mir sofort einen Juwelier“, wandte sich der Beamte an einer seiner Untergebenen. „Sagen Sie ihm, daß es sich um eine Schenkung handelt.“

Der Geruchene erschien.

Er nahm die Perle in eine kleine Zange, betrachtete sie gegen das Licht, kratzte ein wenig mit dem Fingernagel daran und prüfte zuletzt mit dem Vergrößerungsglas.

„Das ist“, referierte er salbungsvoll, „ja, das ist eine Perle, eine echte Perle.“

„Acht!“ entrang es sich wie aus einer Kehle den beiden Erzählenden.

„Eine gewöhnliche Perle von schwachem Glanz, etwa 2½ Karat schwer... sie kann wert sein...“

## Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Rod

Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.

(Nachdruck verboten)

Er könnte sich kaum eine Minute des Verhängnisses, begnügte sich nicht damit, seine Beamten zu dirigieren, sondern durchstörte selbst manche Nacht die Schlafwinkel des Verbrechens; konzentrierte seine Nachforschungen besonders auf das Hafenviertel, einestells, weil er die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben hatte, hier oder im angrenzenden Glensbezirk eine Spur der beiden Opfer — als Vermisste — zu finden, anderenteils, weil die Art wie die Dankfelle um die Leichenspakete gehoben waren, an Seemannsarbeit gemahnte, seine Kombination also in diese Richtung wies.

Jahre mußte aber endlich einsehen, daß all seine Mühe, die ganze Schinderei der letzten Wochen — freimütig gestand er sich, aber nur sich selbst, ein — für die Rache gemessen; verarmte rante er sich der schwarzen Voden Pracht und warf sich schlieflich totmüde in die Klippe.

Die verdiente Erquickung fand er aber im Schlaf nicht. Anstürme gaulen ihm einen blutigen Regen aberschneitener Köpfe vor, die, wilde Grimassen schneidend, einen blauen Bogen umtanzen.

Auf dem blauen Bogen aber stand: Roger Todre.

III.

Wie instemlos ausgehöhlte Bausteine haben die kleinen, grauen, bizarren Häuschen auf der Hügellehne, die — kommt man aus der berühmten rue Carnegiére — zur Rechten des alten Hafens sanft ansteigt.

Von der anderen Seite grüht von steiler Höhe die stolze Kirche von Notre Dame de la garde, der Schutzpatronin von Rot behörter Seefahrer.

Inmahrcheinlich enge Gäßchen und Stufensteilen schlängeln sich zwischen dem Säulerwurm des ältesten Teiles der Hafenstadt. In diesen Irrgängen hätte sich selbst der schlaue Theseus verlaufen können, denn seinen Orientierungsfaden hätte ihm gewiß hinter seinem Rücken bald eine der feinsten Ratten durchknabbert, die von der Abenddämmerung bis in den Morgen hinein dreift und unverfroren in Scharen über das vorhinflutlich holprige Pflaster hüpfen. Sie scheuten sich nicht einmal vor den unzähligen halbwillden Rakenmaetümen, deren Augen aus allen Nischen und Mauerrissen phosphoreszieren.

Hier gibt es keine Feindschaft zwischen Rake, Ratte und Maus. Alle müssen sich einträchtig ihren räudigen Baud von der Fülle der Abfälle, die von den — zwar meist nicht süchtigen — aber immerhin drinnen waltenden Hausfrauen einfach auf den „Gehfließ“ gemorren werden.

Was Ratten und Raben, überlassen, übrig lassen, wird von dem nächsten Regen halberweht bergabwärts, seinem Bestimmungsort zugechwemmt, dem stagnierenden Bassin des alten Hafens. Ueber die hagenischen Vorläge dieses äußerst originellen Stadtteiles mögen die Ansichten geteilt sein; die von Cool geführten Fremden sind jedenfalls — mit zugehaltenen Nasen — entsprechend entsetzt von so ausgiebiger Romantik; die Anwohner, die es ja vor allem anocht, scheinen gleichfalls zufrieden und die lichtlosen Eritanen aller Art empfinden dieses Viertel geradezu als ein Paradies.

Sie haben auch allen Grund dazu. Wo gibt es sonst so unzugängliche Verstecke mitten im „Comfort“ vultrenden Lebens? Wo gibt es sonst so vielerlei und so billige zu erhandeln? In Del getratene Intenstische, gefottene Mücheln, Krabben, gefälschte Käse, Orangen, Solen, finnische Anschilde und blescherne Goldringlein für Demoielle „Brau“, beinahe vollständige Kartenpfeife, lebende Affen — Matroten brachten sie herüber —, achsmuggelten Tabak, Würfel, landierte Früchte — das bisigen flebrigen Schmuks stört den süßen Geschmad nicht! — und Opium, Effigawiebeln, Oliven und das herrliche Gift mit dem unschuldigen Kolonnenamen Coco.

Das alles — und noch mehr — kann man hier nach erbittertem Feilschen um einen Spottpreis kaufen; nicht zu vergessen — die Rommen der Liebe, deren durchnag wenig verlodende Priefsterinnen in geordneten Gäßchen ranoziert sind.

Im solcher rue d'amour reißt sich ein Liebestempel an den andern. Und jeder hat nur einen einsigen, mehr als dürftig möblieren Raum, den letzten eine wacklige Tür, meist ein serchliffener Vorhang von der offenen Straße trennt.

Hierher schleichen sie, die ausgehungert durch wochenlange Meerfahrt in den Hafen von Marielle einelaufen sind. Gelles Grunzen erfüllt die Nacht solcher Straken, in der sich schon mancher Schiffsjunge um müßig eripaaten Lohn serstessende Krantheit laufte. — In anderen Straken geht es lärmender zu. Vohlen, Gröhlen und trunkener Gelang bringen durch verlebte Fenster.

Hier sind die Matrotenkneipen. Nach Nationen geiondert. Die Deutschen, die Engländer, Franzosen, Spanier, die Chinesen, Japaner und Nezer haben ihre eigenen Schankstuben. Sie führen ganz tolle Namen, diese Gastwirtschäften, „Kater Anker“, „Zum beloffenen Parosael“, „Matrotenschaukel“.

Söder im Labirinth der Gäßchen bergen sich Spesunken, die schon oft das Ziel einer Rastia waren. — Ein windstiefes mit einem kleinen, regenverwachsenen Schild darüber; schwer zu entziffern die Luftstift in ehemals goldenen Lettern „Au phare“ — „Zum Leuchtturm“. Ein hochtrabender Titel, dessen Berechtigung die Wirklichkeit hobn prüft. Nichts vom

Leuchten eines Scheinwerfers; ein mietbares Petroleumlampe kämpft eines ausichtslosen Kampf mit der Finsternis eines gleichmüßigen Kellerzimmers.

Die Rundhaft dieses Lokales zählte nicht zur besten Gesellschaft, wenn auch viele der Gäste sich Eingang in die vornehmsten Häuser zu verhoffen wiffen. Ja — sie prahlten oft voll von ehrlichem Stolz, daß sie in dunkelwollen Palästen verkehrten.

Reiner von ihnen hat freilich je eine goldgeränderte Einladung Karte erhalten: „Baron X. gibt sich die Ehre...“ oder „Le directeur Y. lädt am apres le souper...“ Aber sie aelamte doch in sein Haus — meist stark après le souper — mitten in der Nacht — aber durchweg uneingeladen. Denn die Gäste der „Zum Leuchtturm“ rekrutierten sich fast ausschließlich aus der Gasse der Gangänger und Einbrecher.

Sier können sie sich ausprechen über die neuesten technischen rungschäften ihres Metiers, Tips empfangen von solchen, professionell ausbildomern und nur ritillos Prokente heben und — ja — hier in diesem gemüßlichen, nach ihrer Ansicht bleschen, Keller fühlen sie sich abgoren, abgoren im Schute der vialen Erien Picaud, dem Wirt, der aufgedunsen hinter seine ihmierischen Schantlich thront, um nichts würdeloser als ein gesehener als Wirt etablirt.

Sie fühlen sich abgoren und ahnen bei all ihrer Geriffenheit nicht, daß die hohe Polizei über ihren Unterstuf wohl orten ist.

Monsieur Picaud, der sich durch väterliches Wohlwollen in den Jahren das volle Vertrauen seiner Stammgäste erworbt, — hat ihm — aute Beziehungen. Als einziger in dieser Runde mietete er eine gute Beziehungen.

Nicht immer war er Schankwirt. Bevor er den elenden mietete und ihn unter dem lodenden Namen „Au phare“ als faurant eröffnete, war er — Polizei-Unterinspektor gewesen, eine bescheidene Erbschaft gemacht, den Dienst quittiert und als Wirt etablirt.

Von dieser absonderlichen Karriere ihres Kneipeumietes seine p. t. Göße keinen blauen Dunst; man ist vrentlich dier, die diesen Krellen und forcht der Serkunst und Bergangenheit nicht Neben Häßchen drinspiell nicht nach. —

Bei Gott, die Polizei war gut unterrichtet über alles, was „Leuchtturm“ vorging und aussaeht wurde. Ueber faß merigistens. Den ausgerügter noch als seine Gemiffenheit war die Gefäßtuchtigkeit des ebriamen Herrn Picaud, außerdem wußte er wirklich nicht von allem.

Tebenfalls zog es die Polizei vor, die Einbrecherkette mit jungenen möglichst zu verwickeln; miktrauliche Biegel soll man unnuß losfuchen machen.

Man glaubte ihrer im Fouhenichlag des wachiamen Papa fischer zu sein.

(Fortsetzung folgt.)